

# LOB UND TADEL DER



Ordnung ist das halbe Dichterleben: Goethes Schublade  
ALEXANDER BURZIK, © KLASSIK STIFTUNG WEIMAR

## P | E | D | A | N | T | E | R | I | E

Ein literarhistorischer Exkurs. Von Hans Christoph Buch

**B**öhmen liegt am Meer, sagt Shakespeare im „Wintermärchen“ („Bohemia, a desert country near the sea“), und in Kafkas „Amerika“-Roman, der ursprünglich „Der Verschollene“ hieß, hält die Freiheitsstatue im Hafen von New York statt der Fackel ein Schwert in der Hand. Kein Wunder, dass sich Beckmesser und Besserwisser zu Wort meldeten, ohne zu bedenken, dass ein Textdetail dichterisch stimmig sein kann, ohne mit der Realität übereinzustimmen, denn Literatur und Kunst, selbst Fotografie und Film sind keine Eins-zu-eins-Reproduktionen der Außenwelt, sondern Zeichensysteme, die eigenen Gesetzen unterliegen.

„Hier irrt Goethe“, hieß ein früher vielgelesenes Buch von Hanns Braun, der nicht nur Goethe, sondern auch anderen Klassikern am Zeug flickte, indem er in ihren Werken enthaltene Irrtümer, Sachfehler und haarsträubende Anachronismen auflistete: Ein Freizeitsport für Hobby-Germanisten und pensionierte Studienräte, an dem sich auch namhafte Schriftsteller beteiligten. Um beim Beispiel zu bleiben: Der ob seiner peniblen Genauigkeit gefürchtete Uwe Johnson war sich nicht zu schade, Goethe mangelhafte Kenntnis nautischer Vorgänge anzukreiden und demonstrierte dies an einer Schlüsselszene aus den „Wahlverwandtschaften“:

„Eine Untersuchung des Unglücks muss ihr Augenmerk vor allem richten auf das Faktum, dass das Boot an diesem Tage lediglich mit einem Ruder versehen ist... Sofern ihr vorschwebte, es seitlich zu gebrauchen, so stand ihrem Gefährd eine andauernde Kreisbewegung in Linksrichtung bevor... In Würdigung aller Gründe (...) ergibt sich dennoch ein ernstes Verlangen an die Bootsführ-

erin, wenigstens vorläufig das Buch fahren zu lassen und sodann den Knaben (...) sicher abzulegen, Jedoch verschließt sich der Verfasser dem Notschrei, da er die Notlage benötigt... Auswege und Vorkehrungen zur Sicherheit gehen dem Regisseur und Autor der Szene gegen den Strich (...) und notwendig muss es zu dem Unfall kommen“ (aus: „Begleitumstände“, Frankfurter Vorlesungen).

Uwe Johnson war kein Goethe-Verächter, im Gegenteil – auf Spaziergängen mit Kommilitonen in Leipzig mimte er den Dom, in dem Gretchen Zuflucht sucht. Doch trotz der unüberhörbaren Ironie im hier stark verkürzten Zitat kommt mir seine Kritik so kleinkariert und banausenhaft vor wie die Verbesserungsvorschläge an Texten von Max Frisch, mit denen Johnson seinen Schweizer Freund nervte. Langer Rede kurzer Sinn: Es gab und gibt Pedanten in der Literatur, und wie im gewöhnlichen Leben paart Pedanterie sich oft mit hämischer Rechthaberei. Das macht sie nicht unbedingt sympathisch, auch wenn die folgende Liste, die keineswegs vollständig ist, nur klangvolle Namen nennt: Walter Kempowski war ein Pedant, Arno Schmidt war ein Pedant, Karl Kraus war ein Pedant, Adalbert Stifter war ein Pedant, Lichtenberg war ein Pedant und Lessing war ein Pedant, obwohl er schrieb, notwendige Fehler seien solche, die jeder andere würde vermeiden haben, ein Satz, der zu epochalen Genies wie Shakespeare und Goethe passt.

Doch das ist nur die halbe Wahrheit, denn bei Licht betrachtet zeigt es sich, dass der Letztgenannte außer den spontan entstandenen „Leiden des jungen Werther“ – Spontanität ist das Gegenteil von Pedanterie – auch penible Alterswerke verfasste wie „Wilhelm Meisters Wanderjahre“ oder „Faust. Der Tragödie zweiter Teil“. Georg Büchner, Kleist und Kafka hingegen starben

so früh, dass sie nur Jugendwerke hinterließen, aber auch das stimmt nicht ganz, denn neben der Farbigkeit und Frische des „Amerika“-Romans wirkt Kafkas „Schloß“ düster und abweisend, manchmal auch redundant und repetitiv. Zwar ziehe ich Flauberts „Madame Bovary“ Stifters „Nachsommer“ vor – beide erschienen 1857 –, doch trotz meiner Abneigung gegen schwer verdauliche Alterswerke habe ich einen Heidenrespekt vor epischen Großprojekten wie „Witiko“, „Mann ohne Eigenschaften“, „Finnegans Wake“, „Zettels Traum“ oder den „Jahrestagen“ – um nur diese Titel zu nennen.

Im Unterschied zu Jugendwerken wie Goethes „Werther“, der wie Athene aus dem Haupt des Zeus poetischer Inspiration entsprang, fügenlos und aus einem Guss, tritt in Spätwerken das künstlich Gemachte deutlicher hervor: Es sind Fleißarbeiten, aus Zettelkästen montierte oder kollagierte Bassteile, Früchte eines beharrlichen Sammellebens, dem nicht nur der alte Goethe, sondern alle Obengenannten huldigten – ich nenne nur, stellvertretend für vieles, Kempowskis „Echolot“.

Bekanntlich leitete Freud die Sammelleidenschaft aus der analerotischen Frühphase im Kindesalter ab: Die Vorliebe des Arno-Schmidt-Schülers Peter Rühmkorf für schweinelnde Kinderreime, die er gesammelt herausgab, bestätigt dies ebenso wie das sichtliche Behagen, mit dem Günter Grass als Schmutzdelinquent und *Enfant terrible* im Dreck herumstocherte.

Im Winter 1963/64 gab Uwe Johnson ein kurzes Gastspiel im Literarischen Colloquium Berlin, einer Schreibschule für Debütanten nach dem Vorbild amerikanischer Writer's Workshops, gegründet und geleitet von Walter Höllerer. Gemeinsam mit Peter Bichsel, Nicolas Born, Hermann Piwitt, Hubert Fichte und anderen studierte ich hier

Prosaschreiben, und als ich Uwe Johnson fragte, ob ein junger Autor sich für die Fahrpläne der Deutschen Reichsbahn oder die Gangschaltung eines Rennrads interessieren müsse, antwortete er: Ja! Auch mein Hinweis auf Kafka und Novalis, die vor den Zumutungen des Zeitgeists in Phantasiewelten auswichen, half nicht weiter, und Johnson bestand darauf, das, was ihn umtrieb – von „Mutmassungen über Jakob“ bis zum „Dritten Buch über Achim“ –, müsse auch andere interessieren. Ich rächte mich Jahre später durch den Nachweis, dass in den James-Bond-Romanen von Ian Fleming das Frühwarnsystem der NATO und der Zündmechanismus einer Atombombe genauer beschrieben werden als die Gangschaltung eines Fahrrads bei Uwe Johnson.

Die damals gängige Teilung von Literatur und Kunst in triviale Unterhaltung und Hochkultur ist heute obsolet – es genügt, Umberto Eco und John le Carré zu nennen. Aber die Einsicht, dass eine exakte Wiedergabe der Realität eher in Sachbüchern, Krimis und Spionagethrillern zu finden ist, hat nach wie vor Bestand. Also ist die Übereinstimmung mit äußeren Fakten kein Kriterium für große Literatur. Das gilt für „Don Quijote“ und „Robinson Crusoe“ ebenso wie für „Hundert Jahre Einsamkeit“ oder die „Blechtrömmel“: Werke, deren Welterfolg gerade darauf beruht, dass und wie sie die Wirklichkeit zur Karikatur verzerren – „zur Kennlichkeit entstell“ ist eine beliebte Formel dafür. Selbst der angebliche Realismus von Tolstois Romanen beruht, wie Viktor Šklovskij nachwies, auf einem Verfremdung genannten System von Kunstgriffen.

Trotzdem ist jeder Autor unangenehm berührt, wenn Kritiker, Kollegen und Freunde in seinem neu erschienenen Buch falsche Tatsachenbehauptungen, haarsträubende Anachronismen oder Kommafehler

bemängeln. Als Guntram Vesper einmal bei einer Lesung von Martin Walser die Formulierung „leichter Schneesturm“ beanstandete – „Schneetreiben“ wäre passender –, bekam Walser einen Wutanfall. Es gebe drei Arten von Streit, merkt der karibische Dichter und Nobelpreisträger Derek Walcott dazu an: Streit, der mit Worten, Streit, der mit Fäusten, und Streit, der mit Messern ausgetragen wird. Kommafehler gehören zur dritten Kategorie!

In einer Eloge auf Goethes „Werther“, den Napoleon angeblich siebenmal gelesen hatte und auf seinen Feldzügen bei sich trug, schrieb Reinhard Lettau, selbst ein Meister der kleinen Form: „Für solche Passagen opfert man dann gern den schon damals in der Literatur allwissend und schwatzhaft sich selbst feiernden ‚ironischen‘ Erzähler, der uns mit seinen entsetzlich langen Romanen, in denen er auf Zehenspitzen hin- und herhüpfend alles hübsch und artig dekoriert, bis zum heutigen Tage zu Tode langweilt. (...) Aber wer liest schon ‚Werther‘?“

Den zugrunde liegenden Widerspruch zwischen Jugend und Reife, Kindheit und Greisenalter hat wiederum Goethe auf den Punkt gebracht und, ohne das Gegensätzliche zu leugnen, die Extreme miteinander versöhnt: „Die literarische Welt hat das Eigene, dass in ihr nichts zerstört wird, ohne dass etwas Neues daraus entsteht... Es bleibt in ihr dadurch ein ewiges Leben, sie ist immer *Greis, Mann, Jüngling und Kind zugleich*... Das macht auch, dass alle, die darin leben eine Art von Seligkeit (...) erfahren, von der man auswärts keinen Begriff hat.“ (Hervorhebung von mir, HCB)

Von Hans Christoph Buch, 1944 geboren, erschien zuletzt der Roman „Robinsons Rückkehr: Die sieben Leben des H. C. Buch“ (Frankfurter Verlagsanstalt).